

Farben

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 47

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zahlreiche Wasserläufe und Kanäle, in denen sich weißes, wunderbar geformtes Gewölk widerspiegelt, durchziehen das Land. Ein leichter Wind bläht die Wolken zu feinen Segeln auf — um die Fahrt über eine Märchenwelt zu beschleunigen. Wie reizvoll und schön sind solche friedlich plätschernden Wasserläufe; das klare Wasser auf dem morigen Untergrund bildet einen wirksamen Kontrast zu dem fatten Grün der Wiesen. Die Ränder sind eingesäumt von kleinen Blümlein — aus tausend hellblauen Neuglein schauen sie uns an — es ist das Vergißmeinnicht — und um ihre Blüten tanzen die Libellen und führen in den buntschillerndsten und zartesten Farben einen Reigen auf.

Graugrün schimmernde und zerfahrene Wege biegen und krümmen sich, einige vereinzelt stehende Föhren geben der Landschaft eine besondere Note — und dann breitet sich vor uns das unendliche, schöne, romantische und wasserreiche Teufelsmoor aus. Ein Tor öffnet sich zu seinem märchenhaften Reich.

Wie über einen Teppichpolster gleiten unsere Schritte dahin und sinken tief im pulvrigen Braun der Mooreerde ein. In dieser Einsamkeit sind wir jedoch nicht allein. Unzählige Bienen summen und bringen den Honig heim. Kleine bunte Käfer kreuzen unseren Weg — das knackende und raschelnde Geräusch der dahinschlüpfenden Eidechse läßt uns für einen Augenblick erschrecken — da — — — dicht am Weg, der schlank Kopf eines Rehbocks.

Pyramidenmäßig ist der schwarze und braune Torf zum Trocknen aufgeschichtet, wir treffen hier noch vereinzelt die ureigenen, strohgedeckten Moorlaten an, in der Mitte die offene Feuerstelle; hier knistert und glimmt der Torf — der Rauch breitet sich über die ganze Diele und trägt durch seinen eigenartigen, angenehmen Geruch zu einer ganz weihewollen Stimmung bei.

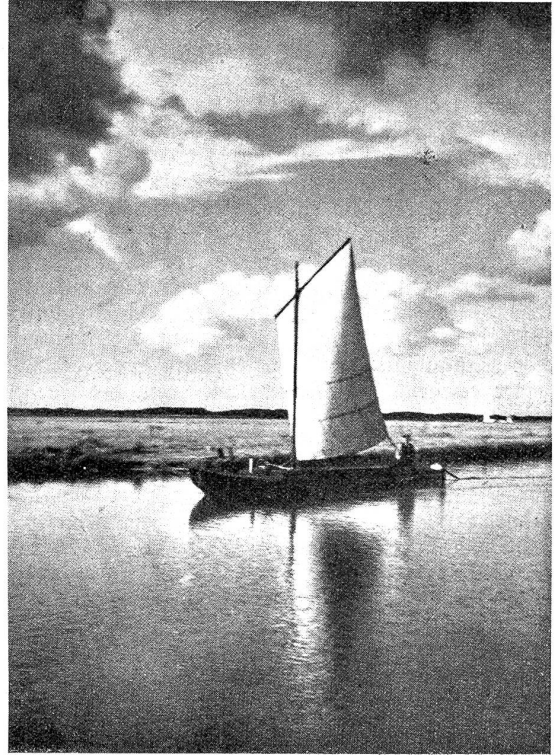
Eingzigartig diese Landschaft, einzigartig dieser Menschenschlag — zuerst wortfarg, aber dann werden auch sie zugänglicher. Wir können sie beim Arbeiten im Moor beobachten, sie erzählen uns dabei so manche Sage, die sich im weiten Teufelsmoor abgepielt haben soll; dann loben sie die Einsamkeit und doch Schönheit ihrer Heimat Erde; und aus allem spricht: Die Liebe zur Scholle, mit der sie so eng verwachsen sind.

Gleichmäßig werden die Moorkähne mit Torf beladen, die Segel gespannt und in einer ruhigen Fahrt gleiten lautlos die typischen Boote durch das Wasser; hinten im Rahn sieht man die kräftige, knochige Gestalt des Moorbauern — und langsam — — ganz langsam geht es dem Ziele zu — Begeßack oder Bremen, wo die Ertragnisse der langen und schweren Arbeit in klingende Münze umgewandelt werden.

Farben.

Zur Ausstellung Amiet — Hopf — Böhlen.

Cuno Amiet, dessen Namensinitialen C. A. auf den Bildern moderner Kunst epoche schon bald so bekannt und sich selbst bewertend wirken wie etwa diejenigen eines Dürer (A. D.), nimmt mit seinem Werk für einige Wochen die Hauptsäle der Berner Kunsthalle in Besitz. Die Selbstbewertung lautet: Alle Gegenstände, Form und Farbe tragend, gebe ich nur dann lebendig wieder, wenn sie das innerlich glühende Leben in einer zweiten Glut — der Bewpiegelung, Befassung, Beleuchtung von außen her — sichtbar werden lassen. Der Wichtigste unter den Außenstehenden, die eine Atmosphäre um den zu schildernden Gegenstand wirken, ist Amiet selbst. Die Liebe und Intensität, mit der er während der Arbeit das Objekt umgibt, verleiht warme und satte Farbigeit der Anschauung; der Pinsel tupft Reflexe, die nur von einem stets jugendlich bleibenden Betrachter und Ränder wahrgenommen werden — Reflexe, deren wohl-



Moorsegler auf der Hamme bei Worpsswede.

verteilt Maß neben dem Ränder auch den eminenten Könnern verraten. Der blaue Schimmer überm Haar, der silberne auf den Fingernägeln, der elfenbeinerne auf den Zähnen, ein Glutgestirn, eine leuchtende Blume oder ein blitzender Schmutz: solche Akzente, nur ein Zehntausendstel des ganzen Bildformats einnehmend, vermögen die an sich schon ungeheuer farbigen Gemälde in eine Lebendigkeit zu rücken, die großes Staunen auslöst. Diese glücklichen Ueberbetonungen erreichen, daß der Beschauer die übrige Farbfülle nur als Grundtöne auffaßt, wo sie eigentlich selbst schon eine Aneinandergliederung starker, mächtiger Farben ist.

Hat Cuno Amiet bisher mit schöpferischer Sinnenfreudigkeit das gewaltige blühende Bilderbuch der Natur geschrieben — ein Bilderbuch für die reifsten Leser, durchwogt von den roten, gelben, blauen Farben, bereichert durch grelle und doch wieder stark variierte Komplementärfarben, behaucht von Sonnenglut oder Frost, Reife oder jung feinem Leben — so hat der Künstler in der diesmaligen, die Hauptwerke der allerletzten Jahre umfassenden Ausstellung den Schritt mehr ins Pariser Häusermeer und ins Atelier getan. Nicht mehr direkt aus dem Himmel fallen die belichtenden Strahlen, sondern mehrheitlich durchs Fenster geworfen, von blankem Boden reflektierend, aus Glas und Metall und nicht zuletzt aus des Malers eigenem Auge auf das Objekt gelenkt. Dieselben Farben sind also wieder da, nur nicht immer ganz bloßliegend, sondern von feinem Zimmerhauch überdeckt. Wunderbar, wie kräftig sie in ihrer neuen Einleitung noch wirken, wie selbstverständlich sie aus Portrait, Maske, Kostüm leuchten! Amiet, der stets junge Motivfinder und Formsucher, legt in den grauen Boulevard zwei, drei Farbtöne, und das graue Bild ist ein farbsprechendes Gemälde; er pflückt aus seiner Landschaft einige Blumen oder Zweige, und die prächtig gestaltete Wiedergabe macht aus Blume und Zweig einen ganzen Frühling oder Sommer.

Wie immer in der großen Kunst, gelingt auch in Amiets Werk die Bindung von Korrektheit und Mut. Die Korrektheit des Zeichnerischen wirkt nie beengend, weil der Mut

der Farbgebung darüber liegt. Eine ganze Reihe seiner kleineren Bilder ist in Enkaustik, der schon im alten Ägypten bekannten Malweise, „durch Hitze Farben auf Holz zu befestigen“, geschaffen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß eine weitere Bilderschau in der Kunsthalle, Proben des Abessiniers Heilu Suag, in umgekehrtem Verfahren vorwiegend europäische Farben für typisch ostafrikanisch-primitive Malerei zeigt. Eine kurze Epoche zurück verwendeten die Abessinier in der Hauptsache noch eigene Farben: Weiß = zerriebener Marmor, Grün und Rot = spezielle Erde, Schwarz = gerösteter Weizen, Gelb = Eier, Blau = wilde Blumen. Die über- und nebeneinander gestaffelten Bildkompositionen aus dem Gebiet von Jagd, Legende und Kaisergeschichte führen den Betrachter in ein noch sehr rückständiges Kunstschaffen, dem außer der Wiedergabe einer erregenden Handlung wiederum die Farbe, und zwar eine möglichst krasse, sinnfällige Farbe wesentlich erscheint.

Fred Hopf trägt mit der hohen Ehre auch die schwere Aufgabe, sich als Ausstellungspartner unmittelbar neben Amiet durchzusetzen. Er tut es geschickt mit Darbieten liebevoll aufgesuchter und ebenso dargestellter Motive. Seine Vorlagen sind weniger eigenwillig gewählt, finden aber schon als solche Billigung schaufreudiger Naturfreunde: idyllische Ausschnitte vom Thunersee, Blumen und Bauertypen. Auch

er trachtet nach Farbbuntheit, die er aber im Stimmungs-mäßigen, weniger in charakterisierender Prägung zu einer Einheit zusammenzuzwingen sucht. So legt er gerne übers helle Blau von See und Schnee und übers helle Grün von Wiese und Baum den violetten Schimmer, gerade diese Farbe, die einen Bildgehalt so prächtig verinnerlichen, aber auch verniedlichen kann. Seine Bilder zeugen von der großen Güte, mit der jeder Künstler an sein Werk herangehen sollte; kommt zu ihr noch eine größere Härte und Strenge, wird die Güte im straffen Werk noch eindringlicher wirken.

Max Böhlen scheut sich nicht, diese Härte im Erlernen der Technik an zahlreichen Zeichnungen und Studien, die bis ins Jahr 1925 zurückreichen, wahrnehmen zu lassen. Schwarz-weiß ist seine Kunst, die bestrebt ist, ohne Farbgebung einen Körper aus dem Hintergrund herauszuheben. Die Studienblätter bürgen für sichere Grundlage kommender getönter Fassungen; die Landschaften — Bilder von Korsika und Langoog — zeigen zweitönige, in Gelb-Grün gehaltene Farbgebung und sind selbst eher als Zeichnung denn als Malerei anzusprechen. Böhlen ist diesmal unter den vier Ausstellern der Zeichner, dem die Farbe nicht als unbedingt notwendiges Mittel zur Gesamtdarstellung erscheint und der durch den Kontrast zu den andern Partnern deren und seine eigene Besonderheit erst richtig ins Licht treten läßt; ein Bervollkommener dieser sehr schönen Ausstellung.

Helmut Schilling.

Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 3

(Copyright by Sauerländer & Co., Aarau.)

Der Heubergstöffi wurde wie ein Junger. Er zeigte vor Freude beständig seine zwei vorstehenden Schneidezähne und sagte mit bebender Stimme: „Maitli, Schak, Beni, überleg's, überleg's! Du sollst es bei mir haben wie eine Maus im Mehl. Ich lasse dir eine nagelneue Himmelbettstatt machen, und in der Nidel sollst du dich baden können. Und eine Hochzeit müßte sein ... Maitli, Beni, nimm mich, nimm mich! Gib mir einen herzhaften Schmak als Draufgeld!“

Er hatte sich hinter dem Ofen hervorgemacht und wollte sie mit beiden Armen umfassen. Doch sie hielt ihn ruhig von sich ab, lachte wie ein Erzschalk und sagte dann aber, ihn ernsthaft ansehend: „Stöffi, Stöffi, Ihr schießt ja los wie eine Kanonenkugel. So im Galopp möchte ich denn doch nicht geheiratet werden. Und dann, Ihr müßt mir's nicht zürnen, aber 's ist mir, Ihr könnet noch nie recht in den Spiegel geschaut haben; sonst mühtet Ihr gleich selber einsehen, daß ich einen so bartstoppeligen Mund, in dem überdies zwei Schaufelzähne stecken, nicht herzhaft küssen dürfte. Ich müßte ja fürchten, Ihr tätet mich anbeißen.“

Sie eilte neben das Uhrgehäuse, nahm ein Spieglein von der Wand und ließ ihn hineinblicken. „Da seht Ihr's!“ Nun müßt ihr doch gewiß selber sagen, daß Euer Mund nicht zum Küssen gemacht ist, sondern schon mehr zum Haselnkaufbeißen.“

Er lächelte seltsam. „Maitli“, machte er, „zum Narren müßt mich nicht halten.“

„Das tu ich auch nicht“, sagte sie, das Spieglein wieder an die Wand hängend; „Ihr könnt ja machen wie ihr wollt; aber einen Liebsten mit solchen Zahnschaukeln könnte ich nicht herzhaft küssen.“

Zornig, etwas vor sich hin brummend, erhob er sich und trampelte heimzu. Raun war er außer dem Hause, brach das Holderbeni in ein tolles Lachen aus.

Aber nach ein paar Tagen erschien der Stöffi unversehens gegen Abend wieder im Holderwirtshaus. Das Beni verwand beizeiten ein Auflachen; er hatte sich sogar sauber rasiert. Den ganzen Abend trieb sie mit ihm ihren Uebermut; doch er schien sich bei ihren Späßen, auch wenn

sie nicht immer von Seide und Samt waren, vortrefflich zu verkurzweilen. Als er jedoch zuletzt gar wieder angriffig wurde und versuchte, sie zu küssen, sagte sie, ihn lachend abwehrend: „Beißt mich, ums himmelswillen, nicht in die Nase; sie ist ja kein Lannapfen, und Ihr seid kein Eichhörnchen, obwohl Ihr's den vordersten zwei Zähnen nach sein könntet.“

Das kränkte ihn; er setzte sich an den Tisch, schlüdelte verdrossen seinen sauren Wein und zog den Schweinsbeutel heraus. Brummig begann er sein Pfeifchen zu stopfen, wobei er das Holderbeni immer mit suchenden mißtrauischen Augen anschaute. Sie hatte sich ans Spinnrad gemacht. Fleißig trat sie ihr Rädchen, zog mit ernsthafter Miene ihre Fäden und sah den Alten mit keinem Auge an.

Und als nun sein Pfeifchen voll war und ein dicker Rauch von ihm ging, stand er langsam auf und sagte: „Beni, du magst es nun meinen, wie du willst, du sollst sehen, wie ich dich wohl mag. Und nun leb gesund! Und wenn ich wieder komme“, machte er mit steigender Stimme, „wenn ich wieder komme, sollst du mir dann aber den Kuh nicht ab sein!“

Schweren Schrittes, in einen wahren Landnebel eingehüllt, machte er sich aus der Wirtsstube.

IV.

Es war ein schöner Sommertag. Da begab sich der Heubergstöffi brummend und summend auf den Weg zum Bader. Es dauerte ziemlich lange, bis er endlich ins Dorf Ennetbirgen gelangte.

Erst mußte er in einem Gasthause vom stundenlangen Marsch etwas ausruhen und eine Stärkung zu sich nehmen. Die Rechnung, die ihm der Wirt für das einfache Mittagessen machte, ärgerte ihn gar sehr, und mit großem Mißvergnügen ging er darnach zum Dorfbarbier. Der schor nicht nur die Bubenköpfe so kahl, daß sie wie lebendige Regelfugeln in den Gassen herumfuhren, sondern er ließ auch den dickblütigen Bauern zu Ader, setzte den zu leichtblütigen Weibern Schröpfköpfe an und riß mit anerkannter Handsamkeit franke Zähne. Etwa auch gesunde, da er sich